

Zeitschrift:	Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber:	Freunde vaterländischer Geschichte
Band:	32 (1926)
Artikel:	Aus den Erinnerungen Karl Ludwig Stettlers : von Mitte November 1802 bis Ende April 1803
Autor:	Türler, Heinrich
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-129838

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus den Erinnerungen Karl Ludwig Stettlers.

Von Mitte November 1802 bis Ende April 1803.

Mitgeteilt vom Herausgeber.

Die Liebe zur schönen Schwyzerin Rosa Jüz erfüllte unseren Memoirenenschreiber ganz; er vertraute seinem Tagebuch — und nach vierzig Jahren seinen „Erinnerungen“ — bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt, alle Empfindungen seines Herzens an. Die Wiedergabe aller dieser Neuerungen würde indessen allzu sehr den Rahmen dieses Taschenbuches sprengen, wir müssen uns daher darauf beschränken, das Ganze zusammenzufassen und nur einige charakteristische Stellen mitzuteilen, obwohl wir überzeugt sind, daß manche empfindsame Leserin die Schilderung der Lust und des Leides der beiden Liebenden mit allem Anteil des Herzens aufnehmen würde.

Stettler sehnte sich täglich nach der Geliebten, aber das Geschick ließ es nicht zu, daß er ihr auch nur öfters auf der Straße begegnete. Fast drei Wochen nach der Rückkehr aus Schwyz traf er sie an der „vordern“ (Kram=) Gasse und, indem er sie die Metzgergasse hinunter bis zum Rathaus be-

Anmerkung. Vergl. die Jahrgänge seit 1910. Herrn Architekt W. Stettler-von Graffenried sei die Mitteilung des Originals sehr verdankt.

Über den Verfasser Karl Ludwig Stettler, Gutsbesitzer in Köniz, 1773—1858, ist alles Nötige im Jahrgange 1900 und in den folg. Bänden gesagt. Die Familie Jüz von Schwyz ist im Schweiz. Geschlechterbuch Bd. II behandelt. Über Rosa Jüz 1781—1855, vgl. Jahrg. 1921, S. 208 und 1922—26.

gleitete, gestand sie ihm, sie hätte schon an seiner Liebe zu zweifeln angefangen. Er beruhigte sie, beklagte sich aber bald darauf über ihr frostiges Benehmen und hegte Zweifel an ihrer Beständigkeit. Die Arme befand sich eben zwischen Hammer und Amboß, indem der Salzkassaverwalter Steiger der Verbindung der Beiden immer noch feindlich gegenüber stand, nicht mehr, weil er selbst lustern nach der Schönen blickte, sondern weil er an der nach seiner Meinung für Stettler unvorteilhaftesten Heirat keine Schuld tragen wollte und so weit ging, seiner Pflegebefohlenen mit Verstoßung aus seinem Hause zu drohen, wenn sie nicht den heimlichen Verkehr mit seinem Standesgenossen aufgebe, was natürlich nicht nur diese, sondern auch die Mutter Jüß erschreckte. An eine Aussöhnung mit Steiger war daher gar nicht zu denken, obwohl Frau Steiger den Liebenden günstig gesinnt war.

Die Gefahr der Entdeckung des durch die Rose vermittelten Briefwechsels und die mehr oder weniger zufälligen Begegnungen in den Gassen machten die Schwyzerin überaus ängstlich. Als eines Tages diese durch die Goldenmattgasse (Marbergergasse) zu ihrem Vetter, dem Büchsenmeister Ulrich, ging und Stettler sie traf und begleitete, gab sie kalte und einsilbige Antworten und bat, nicht so sehr auf die Verbindung und die Erleichterung des Verkehrs zu dringen. Als sie gar beim Abschied die Hand nur nach langer Weigerung und nur lose und frostig reichte, brach der Enttäuschte in die Worte aus: „Ach, Ihr liebt mich nicht mehr“, und in irrer Betäubung verließ er sie. Er saßte als Launenhastig-

keit auf, was nur Verschüchterung und Furcht war. Bei der Tante Stettler-von Tavel erklärte er am folgenden Tage, es sei für ihn zu spät, vom Verhältnisse zurückzutreten, die Ehre gebe es nicht zu. Wie wohl tat es ihm, als dann die Tante die Vorzüge der Rosa hervorhob, indem sie ihren edlen Charakter, ihr unbeschreibliches Zartgefühl, ihr geselliges, munteres Wesen und ihre Arbeitsamkeit und Tätigkeiit rühmte. Wie glücklich und gesichert fühlte er sich im Gedanken an die Tugendhafte, als er vom Unglücke seines Vetters Gottlieb hörte, der in Longwy die Geliebte in den Armen eines andern traf, und wie trat die hübsche Schwägerin seines Bruders vor Rosa in den Schatten. Er sagt darüber: „Eines Abends hatte ich meinen Bruder besucht. Er war ausgegangen und seine Gattin wegen Unpässlichkeit nicht sichtbar. So befand ich mich allein mit der reizenden, wunderlieblichen Füstine. Mit Wohlgefallen ruhte mein Blick auf der prachtvollen Gestalt, über welche eine ganze Fülle von Anmuth und Holdseligkeit ausgespülten war. Unser Gespräch fiel auf meine einsame Lebensart und von da in ganz logischer Gedankenfolge aufs Heyrathen. Aber nicht wenig erstaunte ich, als meine Gesellschafterin anhub, sie habe vernommen, ich sey mit Jungfer Füß versprochen und würde sie heyrathen, sobald ich einen Posten erhalten. Zugleich wollte sie dieselbe gesehen haben und lobte ihre Schönheit. Mehr bedurfte es nicht, um das Bild der theuren Rosa vor die liebliche Schwägerin hin sich vordrägen und dieselbe verdecken zu sehen. Ich verstummte, fühlte mich zu fernerer Unterhaltung untauglich und entfernte mich bald.“

Wir können die Neujahrsbetrachtung Stettlers, worin er so trefflich seine Stimmung ausdrückt, nicht übergehen.

„So kam das Ende des Jahres 1802 heran, das ich mit Recht das Jahr der fehlgeschlagenen Hoffnungen nennen könnte. Wie glänzend war am Tage unseres Einzugs in die Vaterstadt, und nach dem Gefechte bey dem Siege bey Pfauen die Sonne der Hoffnung auf Befreiung des Vaterlands hinaufgestiegen, und wie bald und wie klaglich hatte das willkürliche Machtgebott des allgewaltigen Korsen, in dessen Hand die Vorsehung nun einmahl das Schicksal der einst so freien Schweiz gelegt hatte, dieselbe wieder verdunkelt. Und mir selbst, wie milde und tröstlich hatte im Heumonat, und auch noch nach meiner Rückkehr von Schwyz, das Morgenrot meines Liebesglücks und meine Hoffnungen auf den Besitz der angebeteten Rosa mir zu strahlen geschienen, und wie bald waren wieder trübe, düstere Nebel vor dasselbe getreten.

Indessen genießt die Schweiz jetzt die friedliche Ruhe eines durch Übermacht an Händen und Füßen Gefesselten. — Einige der Gefangenen zu Arburg befinden sich wieder auf freiem Fuß. Dagegen waren nicht bloß die seiner Zeit nach Büntten und Schwyz gesendeten Geschüze und Waffen wieder eingeliefert, und in das Waattland abgeführt, sondern auch eine allgemeine Entwaffnung des Landes angefohlen worden, welche jedoch nur in den kleinen Kantonen mit Strenge vollzogen wurde. Uebrigens waren alle Augen auf Paris gerichtet, wohin der mächtige Konsul alle nur irgend aus dem gemeinen

Haussen hervorragende Männer und Abgeordnete aus allen Gegenden berufen hatte, um seiner Zeit aus seiner Hand eine Verfassung oder Weisung zu empfangen, wie es fürhin in der Schweiz gehalten werden solle.

Beym Eintritt in dieses neue Jahr konte ich mich mithin allerdings mit einem Wanderer vergleichen, der im Schweiße seines Angesichts nach harten Mühen und Anstrengungen über aufragende, fahle, drohende Felsklippen und gähnende Abgründe hin, sich jetzt nahe an dem erwünschten Ziel der sonnigen Berghöhe zu befinden glaubt, und jetzt auf einmahl sich selbst, und das behnahe erreichte Ziel in eine dichte, trübe, kalte Nebelwolke gehüllt sieht, und nun nicht mehr weiß, wohin er seine Blicke und Schritte richten soll. Wohl stand bey mir noch der Glaube fest, auch ihr Herz hänge noch immer warm und aufrichtig an mir, wenn sie für mich auch nicht jene heftige, glühende, allem trozbieternde Leidenschaft fühle, wie ich für sie, sondern nur einen hohen, wirklich bis ins Gebiet der Liebe sich erstreckenden Grad von inniger Zuneigung, die jedoch durch die einer andern ehelichen Verbindung sich stäts von neuem widersezenden und ihr so vielen Kummer und Verdrüß bereitenden Schwierigkeiten ermattet, ein ruhigeres, ihren Gemüthsfrieden weniger Störungen drohendes freundschaftliches Verhältniß ihr wünschenswerther erscheinen lasse, als ein bis zu der vielleicht noch fernen Zeit, wo die Umstände uns das feste, unzertrennliche Eheband zu knüpfen gestatten würden, fortwährendes, immerhin noch unsicheres, und doch nicht lästigem Zwang verbundenes Verhält-

niß einer erklärten Geliebten oder Verlobten. — Zugleich aber fühlte ich tieff, wie schwer, ja beynahে unmöglich es sey, einen seit Jahren die ganze Seele beherrschenden, seine Wurzeln durch das ganze geistige Wesen schlängelnden Gedanken so schnell, und auf einmahl aus dem Herzen zu reißen, und daß es nur von den Umständen und Ereignissen, die das begonnene Jahr noch in seinem ungewissen Schooße berge, abhangen werde, ob der erschütterte Baum von neuem sich befestigen und kräftigen, oder aber vollends verdorren und dahin stürzen werde."

Am Neujahrstage war Stettler nach langem wieder in das Haus R(eichenbach) zum Mittagessen eingeladen und traf dort die ihm immer himmlisch schön erscheinende und wohlwollend und freundlich begegnende L. Den Hoffnungsschimmer auf diesen Engel löschten aber sofort die Neußerungen des Freundes Karl Fischer aus.

Gefränt durch das kalte Benehmen der geliebten Rosa, konnte sich Stettler doch nicht enthalten, die getreue Tochter der Familie Steiger beim verabredeten Stelldichein zu sprechen, die auf seine Vorwürfe versicherte, Rosa bereue ihr Benehmen und werde es bei erster Gelegenheit wieder gutmachen.

Vier Wochen hatten sich die Verliebten nicht mehr gesehen, als Frau Steiger den jungen Patrizier eines Abends auf 5 Uhr zu sich einlud. „Anfangs fiel die Unterhaltung auf gleichgültige Gegenstände wie die Flucht der Familie Steiger vorigen Herbst beim Anrücken der Helvetier aus dem Wistenlach nach Neuenburg, ihren Aufenthalt allda, den Kummer der guten Rosa, als die Nachricht

von einem schwer verwundeten Stettler (betraf den Vetter Gottlieb) bekannt ward etc., meinen Aufenthalt in Schwyz, etc. Rosa trug den Anzug, in dem ich sie immer am liebsten sah, schien mir daher wieder so reizend als je und so heiter und fröhlich, ja selbst mutwillig, that sogar Fragen an mich über meine Einrichtungen und Hausgeräthe, welche fast die Hoffnung zu verrathen schienen, dieselben bald ihr Eigenthum nennen zu können, worüber Frau Steiger dann so herzlich lachte, daß ich daraus gar keine Misbilligung dieser Hoffnungen entnehmen konnte. Mehr noch aber als selbst dieses traurliche Benehmen trug der unbeschreiblich holde zärtliche Blick aus ihrem schönen, ausdrucksvollen Auge und der sanfte, herzliche Druck ihrer lieben Hand, auf die sie mir bisweilen einen verstohlenen Kuß zu drücken gestattete, dazu bei, auch den letzten Funken von Groll und Zweifel zu zerichten. Ich verlebte wieder einmahl einen glücklichen, seligen Abend in dieser Gesellschaft, die ich erst verließ, als Hr. Steiger nach Hause kam, dem ich doch nicht begegnen möchte. Beim Abschied äußerte sich Frau Steiger indeß, sie habe der Tante etwas für mich gegeben, das ich wohl noch werde brauchen können, nemlich ein Patiencespiel; hingegen rief mir die Geliebte noch ein tröstliches Auf Wiedersehen nach."

Der Liebeshimmel verfinsterte sich jedoch sofort wieder; trübe Wolken und Stürme folgten. Frau Füß hatte sich an ihren Bruder, den alt Landschreiber Ulrich von Schwyz, gewandt, der, ein sehr aufgeklärter, verständiger und tüchtiger Mann, sich vor der Ungunst der Altgesinnten seines Landes nach

Luzern zurückgezogen hatte. Ohne Einwendungen gegen die Heirat zu machen, wünschte er nähere Auskunft über das Vermögen des Berners, seinen Charakter und die Art seiner Neigung zur Michte, seine Ansichten über Religion, die Einwilligung seiner Verwandten und vorzüglich Rosas wahre Gesinnung zu erfahren. Stettler war zu jeder Auskunftgabe bereit, aber wie erstaunte er, als kurz darauf die Geliebte in ihrer Wohnung ihm eröffnete, es seien ihr neue Bedenklichkeiten und Gewissenszweifel wegen des Religionsunterschiedes aufgestiegen, die die Heirat nicht erlaubten, so daß sie ihren Wünschen entsage und den Geliebten bat, ihrem Beispiel zu folgen. Umsonst flehte er sie an, nicht durch ein unsinniges Vorurteil das gemeinsame Glück zu vernichten. Bei einer Begegnung nach zwei Tagen war das Benehmen wieder freundlich, und bald darauf bei einem Besuche war der Empfang sehr zärtlich, schlug aber dann in Hestigkeit um und endete mit kalten, fränkenden Reden, so daß sich der dadurch gereizte Liebhaber beim Abschied durch die Zofe dazu verleiten ließ, der Geliebten zum ersten und letzten Male im Leben einen Kuß zu rauben. Er tröstete sich nachher damit, daß nach der allgemeinen Behauptung die weibliche Laune sich oft eben im Plagen derer, die sie lieben, zu gefallen pflegen.

Nach wenigen Tagen verursachten Briefe der Frau Füß und des alt Landschreibers eine neue Niedergeschlagenheit, die beide ganz umgestimmt waren, wohl infolge geistlichen Einflusses aus Schwyz. Ulrich wollte sich mit der Angelegenheit nicht mehr befassen, weil sie ohne ihn schon so viel als in Rich-

tigkeit gebracht sei, jene, eine äußerst reizbare, heftige Frau, stieß die härtesten und kränkendsten Vorwürfe über das Betragen der Tochter aus, so daß die letztere ihrem Anbeter erklärte, sie wolle lieber selber unglücklich werden, als Mutter und Geschwister unglücklich machen.

Bald trat wieder einige Beruhigung ein, als sich die Beteiligten im Entschluß zusammenfanden, den Onkel in Luzern mündlich durch Rosa und den Büchsenmacher Ulrich aufzuklären. Stettler sollte nicht dabei sein, er hatte nur die schriftliche Antwort auf die Fragen des Onkels zu liefern. Unter anderem stand in dieser Antwort, er werde nicht nur nie einen Versuch machen, die Rosa zur Aenderung der Religion zu bewegen, sondern ihr auch stets zur Erfüllung ihrer jetzigen religiösen Pflichten, soweit es von ihm abhänge, behilflich sein; sein Vermögen würde schon jetzt zum notdürftigen gemeinsamen Haushalt reichen, er werde aber die Heirat erst vollziehen, wenn er durch den Gehalt einer Stelle seiner Ehefrau ein bequemes und anständiges Leben sichern könne. Auch Steiger war jetzt willfähriger und gab Ulrich gestützt auf den Erbvertrag der Brüder Stettler Auskunft über die Vermögensverhältnisse. Aber kurz vorher hatte er noch einmal beim Onkel Stettler zuhanden des Karl Ludwig zu bedenken gegeben, Rosa verstehe sich wenig auf die Haushaltung, besitze darum keine Neigung zu einer eingezogenen und sparsamen Lebensart, hingegen sei ihr aus ihrem elterlichen Hause, wo es ziemlich verschwenderisch zugegangen, noch ein merkbarer Hang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit geblieben; auch sei

zu besorgen, daß Stettler mit der Zeit ihre Mutter und ihre Geschwister auf den Hals fallen würden, in welchem Falle Gehalt und Vermögen dazu und zur Kindererziehung nicht ausreichten. Er widerseße sich der Verbindung nicht länger, sein Haus werde Stettler offen stehen, doch möge dieser nur einen mäßigen Gebrauch davon machen und dagegen jeden heimlichen Verkehr mit Rosa abbrechen.

Alle diese Bedenken, die, soweit sie Rosa bestrafen, sehr übertrieben waren, mußte Stettler in den Wind schlagen, denn für ihn gab es kein Zurück mehr; er hatte gewählt und mußte nur noch die geeigneten Mittel aussündig machen, um das Ziel zu erreichen. Alle waren wieder voll guter Hoffnung. Bei einem Besuche im Hause Steiger drang Stettler darauf, die Verlobung baldigst stattfinden zu lassen, damit den „Aufstiftungen“ und Ohrenbläserien (aus Schwyz) der Faden abgeschnitten werde. Rosa dagegen wünschte nicht zu eilen, das nütze doch nichts, sie werde sich doch dem Ausspruch des Onkels unterwerfen, falle derselbe aus, wie er wolle. Da fiel das Gespräch unter der Leitung der Frau Steiger auf die künftige häusliche Einrichtung in Köniz. „Jetzt war Rosa auf einmal so heiter und bei nahe ausgelassen fröhlich, wie ich sie noch selten gesehen; sie überhäufte mich mit muthwilligen Scherzen und oft fast boshaften Neckereien so unbarmherzig, daß ich oft beinahe die Gedult verlohr und unwillig ward. Dann wußte sie mich stets wieder mit einem liebevollen Wort oder Blick zu besänftigen. Aus Beyder Reden konnt ich entnehmen, daß sie unsere Verbindung als eine so viel als ausgemachte

Sache betrachteten und daß unsere künftige Lebensart und häusliche Einrichtung öfters den Gegenstand ihrer Unterhaltung ausmachen müsse, was mich ihre früheren lieblosen Reden etwas vergessen ließ.“

Rosa äußerte immer wieder Zurückhaltung und schloß z. B. einen Brief an den Geliebten mit den Worten, er solle nicht zu viel auf eine Rose hoffen, deren Dornen ihm das Leben verbittern würden, worauf dieser prompt antwortete, er wisse wohl, daß keine Rose ohne Dornen sei, doch wolle er gerne deren Stiche verschmerzen, um den Wohlgeruch genießen zu können, wenn nur nicht seit einiger Zeit ihre Launen ihm so oft nur letztere zu fühlen gäben und sie zu einem Betragen und zu Reden hinrissen, die mit ihrer sonstigen Liebe und Bemühungen für sein Glück nicht übereinstimmten, dennoch aber seinen festen Glauben an ihrer Zuneigung nicht zerstören könnten.

Einige Tage nachher besuchte Stettler den katholischen Pfarrer in Bern, jenen später als Schulmann so berühmten Pater Girard von Freiburg. „Ich fand (sagt Stettler) an ihm einen sehr artigen, verständigen und aufgeklärten Mann, der mich sehr höflich empfing, und (mir) bald Achtung und Zutrauen einzuflößen wußte. Er äußerte sich gleich, die Gesetze der Religion widersetzten sich unserer Verbindung durchaus nicht. Nur zwey Bedenken, die auch auf Rosa den meisten Eindruck machten, schienen auch ihm nicht ganz ohne Grund. Das erste sey, wenn bey der eintretenden neuen Ordnung der Dinge der Katholische Gottesdienst in Bern auf-

hören sollte, dann die Ausübung ihrer Religionspflichten mit allzuvielen Schwierigkeiten verbunden wäre. Das zweite sey die Furcht, daß ihre Heyrath in Schwyz übel aufgenommen werden, und die Berufserufung ihrer Familie zur Folge haben könnte. Ueber das Erstere bemerkte ich ihm, daß im Fall des Aufhörens des katholischen Gottesdienstes in Bern die nächste katholische Kirche im Kanton Freiburg nicht so weit entfernt wäre, daß ich sie nicht bisweilen dahin führen könnte. Auch der Pater selbst meinte, es würden wohl stäts Gesandte katholischer Mächte, wie z. B. von Spanien, etc., den Aufenthalt in Bern nehmen, denen ein katholischer Gottesdienst würde gestattet werden, den dann Rosa besuchen könne, so daß dieses Bedenken wirklich nicht von entscheidender Erheblichkeit seyn könne. Ueber den zweiten Punkt versicherte ich ihn, glaube ich mich bei meiner letzten Anwesenheit in Schwyz überzeugt zu haben, daß der Eindruck unserer Heyrath dort und insonderheit jetzt nach meinem Benehmen bei dem Feldzug, nicht so schlimm und der ganzen Familie nachtheilig seyn werde, wie vornemlich die Mutter zu besorgen scheine, und besonders schwerlich deren Heimberufung nach sich ziehen würde, da in diesem Fall dann deren Unterhalt, für welchen jetzt hier gesorgt werde, dort den Verwantten auffallen müßte, wogegen er wenig oder nichts einzuwenden fand. Uebrigens, schloß ich, würde alles auf die Einwilligung ihres Onkels ankommen, der alle diese Umstände und Verhältnisse am besten Kenne, und zu beurtheilen wissen müsse. Alle Versicherungen in Bezug auf ihre Religion, die dieser dann allenfalls ver-

langen sollte, würde ich ihm, dem Pfarrer, in jeder gutfindenden Form unbedenklich aussstellen. Derselbe erklärte sich damit vollkommen zufrieden, und entließ mich dann nach einer wohl halbstündigen, geneigten Unterhaltung mit den verbindlichsten Zusicherungen aller von ihm abhängenden Unterstützung meiner Wünsche, wofür ich dem wackeren Manne meinen lebhaftesten Dank bezeugte. — So schien abermals ein nicht unbedeutendes Hinderniß meines Strebens weggeräumt.“

Die getreue Rose brachte zu den Stelldichein stets gute Nachrichten von ihrer Herrin, die voll Mut und Hoffnung sei, indessen auf den Wunsch Steigers den Geliebten ersuchen lasse, nicht mehr öffentlich auf der Gasse mit ihr zu sprechen; er möge den Büchsenstecher Ulrich besuchen und vorzüglich dessen Gattin zur Einwilligung in die Reise nach Luzern bewegen. Stettler schildert die Unterredung folgendermaßen: „Um dem Wunsche der Geliebten zu entsprechen, begab ich mich gleich am folgenden Morgen zu dem Büchsenstecher Ulrich, den ich bis dahin nicht einmal von Person kannte, obwohl er durch seine ausgezeichneten Arbeiten in seinem Fach, besonders durch seine Stuzen und Pistolen bereits einen in der ganzen Schweiz verbreiteten Ruff erworben hatte. Ich fand in ihm einen nicht ungebildeten, verständigen Handwerksmann, der mich, sowie auch seine Frau, sehr artig und höflich empfing. Es kostete mich nicht viel Mühe, Letztere, ein munteres, rundes, gutmütiges, häusliches Weibchen, zur Einwilligung in die Reise ihres Mannes nach Luzern zu bereden, besonders, indem ich auf den Fall mei-

ner Verbindung mit Rosa zustand kommen sollte, für sie und ihre Kinder Besuche auf meinem Gute zu Köniz in Aufsicht stellte. Ulrich schien meine Hehrath mit Rosa lebhaft zu wünschen, versicherte mich auch, dieselbe sei mir ebenso herzlich und aufrichtig ergeben, als ich ihr, rühmte mir auch ihren edlen Charakter, ihr treffliches Herz und ihre Neigung zu einem eingezogenen stillen Leben. Hingegen erzählte er mir, ihre Mutter habe ihn vor einiger Zeit ebenfalls über seine Ansicht in bezug auf die Verbindung ihrer Tochter mit mir befragt, und vorzüglich wegen der Religion zimliche Abneigung dagegen geäußert. Er habe ihr aber geradezu erklärt, er halte diese keineswegs für einen hinlänglichen Grund, um sich dieser Hehrath zu widersezzen, und würde derselben daher, so viel an ihm, allen Vorschub leisten. Wir besprachen uns sodann noch über die Fortsetzung des katholischen Gottesdiensts in Bern, woran Rosa so sehr hange, und wozu man auf alle Fälle wohl am sichersten gelangen könnte, wenn die Katholiken in Bern sich einigen würden, um wenigstens alle Sonntag zu diesem Ende einen Geistlichen von Freiburg kommen zu lassen, wozu ich mich einen Beitrag zu leisten, bereitwillig erklärte. Ferner riet er mir, durch den hiesigen Pfarrer von dem Bischoff zu Freiburg eine Dispensation zu verlangen, die, wie er glaube, mir schwerlich würde abgeschlagen werden, und wodurch viele Unannehmlichkeiten, besonders von Seite der Geistlichen und Weltlichen in Schwyz, die an unserer Hehrath Anstoß finden dürften, vermitteln würden, um deren Geschrey wir uns dann, wenn wir eine solche bischöfliche Dispen-

sation in den Händen hätten, wenig mehr zu befürmern haben würden, besonders, wenn auch der Onkel Landschreiber dazu seine Einwilligung gäbe, an welcher er kaum zweifle, und zu welcher er wenigstens sein Möglichstes beitragen werde. Durch alle diese Reden und Zusicherungen in meinen Hoffnungen merklich gestärkt und gehoben, verließ ich ihn mit dem wärmsten Dank für seine günstige Gesinnung und Theilnahme, und mit der dringenden Bitte, bei dem Landschreiber in Luzern meine Wünsche ebenfalls so bereitwillig und kräftig unterstützen zu wollen, was er mir auch hoch und theuer versprach. Wirklich hatte er durch alle seine Reden und sein ganzes Benehmen mein Zutrauen zu ihm in hohem Grade erworben."

Nach wenigen Tagen, bei einem Besuche in der Salzkammer, fand Steitler bei Frau Steiger und Rosa eine sehr freundliche Aufnahme. Letztere las einen eben erhaltenen Brief ihres Vatters Dominik Füß aus Schwyz (bei dem Steitler gewohnt hatte) vor, worin er auch einen Gruß an den letzteren auftrug und sich entschuldigte, auf einen Brief noch nicht geantwortet zu haben. Füß schien zu wünschen, daß die Mutter Füß und wenigstens einige ihrer Kinder bald wieder nach Schwyz zurückkehren möchten, wo sie ihren Kindern eine bessere (!) Erziehung geben und immerhin ein Auskommen finden könnten, womit aber die Klage über die schlecht eingehenden Zinsen ihres Vermögens, die kaum zum Unterhalt des Vaters und des in Schwyz zurückgebliebenen ältesten Sohnes hinreichten, in ziemlichem Widerspruch standen. Der Brief machte daher wenig Eindruck auf

Rosa, die still und ernst war und, als Frau Steiger sich für kurze Zeit entfernte, sich äußerte, sie sei der Einwilligung des Onkels nicht ganz sicher. „Nebriegens war sie wieder so liebenvoll und zärtlich als lange nicht mehr und gestattete mir sogar zum ersten Mal seit fast einem Jahre wieder, ihr einige innige Küsse auf ihre Rosenlippen zu drücken, wobei sie mir aber mit sanfter, wehmütiger Stimme zuflüsterte: „Und wenn dieses die letzten wären?“

Nach zwei Tagen reisten Rosa und Ulrich nach Luzern. Wie ein Damoklesschwert empfand Stettler die Ungewissheit des Erfolges. Am Tage der vermuteten Rückfahrt ritt er nach Kirchberg und dann nach Herzogenbuchsee, wartete dort mit größter Unruhe bis zum folgenden Tage, den 19. März 1803, und ritt nachmittags wieder heim. Abends um 6 Uhr wußte man in der Salzkammer noch nichts von Rosa, aber um 7 Uhr bestätigte die Rose die Rückkehr und wußte mitzuteilen, sie habe aus deren Reden bereits bemerkt, daß sie nicht günstige Antwort mitgebracht habe. Frau Steiger wußte noch nichts, glaubte aber, es könne sich im ungünstigsten Falle nur um eine Verschiebung der Heirat handeln. Rosa selbst ließ sagen, sie sei zu ermüdet, um den Fragenden zu sprechen, die Antwort des Onkels sei in einem Brief enthalten, den Ulrich in den Händen habe. In der größten Unruhe eilte nun Stettler zu Ulrich. Sehr liebreich empfangen, erfuhr er dort folgendes: „Er müsse mir sehr schlimme Nachrichten mittheilen, und erzählte mir dann: Bereits bei ihrer Ankunft in Luzern habe der Landschreiber zimlich ungünstige Gesinnung gezeigt, und ihm gesagt: Die

Verwantten in Schwyz wollten sich schlechterdings zu keiner Einwilligung in eine Verbindung Rosas mit mir verstehen. Darauf sey er, Ulrich, selbst nach Schwyz gereiset, habe aber allda nicht bloß die Verwantten, sondern Federmann, vorzüglich aber die Geistlichen, so aufgebracht wider diese Verbindung angetroffen, daß sie gar nichts von derselben hätten hören wollen. Auf dieses hin habe auch der Landschreiber, der sonst allerdings nicht ungünstig gestimmt gewesen, nicht für rathsam gefunden, seine Einwilligung zu geben. Er müsse mir demnach gestehen, er sehe selbst keine Hoffnung mehr, und er könne mir nichts raten, als ebenfalls Rosa zu entsagen."

Von dem betäubenden Schrecken sich allmählich erholend, sprach Stettler davon, selbst nach Luzern und Schwyz zu reisen und die Verwendung des ihm wohlgesinnten Landammans Reding zu erbitten. Aber Ulrich erwiderte mit Achselzucken, er könne dazu nicht raten, da es doch nichts fruchten würde; eher sei vielleicht beim Onkel etwas zu erreichen, wenn er nach seinem Vorhaben in einigen Wochen nach Bern käme. Das gab allerdings keinen Trost. Immerfort flagend und jammernd, brach Stettler in die Worte aus: „Ach, wenn nur sie mich nicht auch so zärtlich liebte, und jetzt dadurch ebenfalls unglücklich würde, so könnte ich vielleicht eher noch mein Unglück extragen. Nun, fiel er (Ulrich) jetzt ein, wenn dies ist, so glaube ich Euch damit trösten zu können, wenn ich Euch versichere, daß sie Euch nicht so aufrichtig liebt, als Ihr wähnet, und auch ich wählte. Heftig fragte ich ihn, woraus er dieses schließe? und

nun begann er mir zu erzählen: „Wie er schon auf „der Hinreise nach Luzern bemerkt habe, daß ihr „mein Guth mehr als meine Person in die Augen „steche: Dabei habe sie ihm gestanden, sie habe „Achtung und Vertrauen auf meine Ehrlichkeit und „Rechtschaffenheit. Ungefähr vor zwey Jahren hätte „sie mich auch so zärtlich geliebet, daß sie mich da- „mahls auch wider den Willen ihrer Verwantten ge- „heirathet hätte; jetzt aber fühle sie nicht mehr das „Nämliche für mich. Einmahl sei sie sogar in die „Worte ausgebrochen: Ach, es ist noch ein Anderer; „wenn der käme, ich gienge mit ihm in die weite „Welt“, und als sie auf der Rukreise von der Höhe des Grauholzes (sie waren mithin doch den nemlichen Weg gekommen, auf dem ich ihnen entgegengereiset, und nur meine Ungedult hatte mich sie nicht länger erwarten und vor ihnen her zurufreisen lassen) mein Landguth erblickt, habe sie noch wehmüthig ausgerufen: „Ach, das schöne Landguth!“ womit sie bewiesen, daß sie der Verlust derselben mehr als der „meiner Person schmerze.“ Jetzt zuckte plötzlich ein furchbarer Blizstrahl in die schwarze Nacht meines Gemüths, und erhellt mit einem schrecklichen Lichte das Dunkel ihres öfteren so kaltstinnigen gleichgültigen Benehmens; zugleich verwandelte sich aber auch auf einmahl der verzweiflungsvolle Gram über den Verlust meiner süßesten Hoffnungen in einen wilden Ingrimm wider die Falsche, die mit meinem armen, treüen, ihr so ganz hingegebenen Herzen ein so loses, leichtfertiges Spiel getrieben.“

Stettler dankte Ulrich für die Mitteilungen und versicherte ihm, sie hätten ihn wirksamer getröstet,

als es Monate vermocht hätten. Schnaubend vor Ärger und Schmerz stürmte er in den Rauchleist. Sein Freund Karl Fischer, der seine heftige Gemütsbewegung bemerkte, begleitete ihn die Lauben auf und ab und tröstete ihn, er habe wenig oder nichts verloren und könne sich glücklich schätzen, ohne irgendwelche eigene Schuld aus dem ihm nachteiligen Verhältnis befreit zu sein. Die Vernunft gab dem Freund recht, aber die tiefe Herzengewunde war damit nicht geheilt und schloß sich nicht mehr. Ein Besuch in Reichenbach am folgenden Tage brachte wohlstuende Berstreuung und ließ ihn nachher zum Entschlusse gelangen, von Rosa selbst die Gründe ihres Benehmens zu erfahren. Zu diesem Zwecke schrieb er ihr die „vermutlich letzten“ Zeilen, da er selbst alle Hoffnung verloren habe. Sein Gemütszustand sei zu schrecklich und elend, um durch dessen Schilderung ihre eigenen Leiden noch zu vergrößern. Doch finde er Trost in dem Gedanken, ihr gefasstes, ruhiges Gemüt werde diese Trennung leichter ertragen als seine eigene, glühende Leidenschaft. Der letzte schwache Hoffnungsschimmer beruhe in einer Einwilligung des Onkels. Ein sicherer Weg, zum Ziele zu gelangen, wäre eine feste, entschlossene Erklärung von ihrer Seite, allen Hindernissen zum Trotz, die Seine werden zu wollen. Mit der Zeit würden sich die Verwandten beruhigen und ein rechtliches Mittel gegen diesen Schritt wäre unwirksam. Wenn sie sich jedoch zu diesem Schritte nicht entschließen könne, bleibe nichts anderes als Trennung und Entzagung auch von seiner Seite und peinliches Vermeiden, an das verlorene Glück erinnert zu wer-

den. Was er von ihr besitze, wünsche er als Erinnerung an die seligsten Stunden seines Lebens behalten zu können. Sie werde die unvergeßliche Geliebte seiner Seele bleiben; er werde aber trachten, durch alle Mittel sein Elend zu vergessen. Er werde sein ganzes Leben hindurch ihr aufrichtiger Freund und Bruder bleiben.

Den Brief sollte Ulrich bestellen, der nun die Neuerungen der Rosa wiederholte, aus welchen er die Veränderung ihrer Gesinnung geschlossen hatte. Stettler sollte gegenüber Frau Steiger den Inhalt ihrer Unterredung verschweigen, da ihr Ulrich gesagt habe, es sei ihm bald gelungen, den Bestürzten zu beruhigen, und da er nicht wünsche, durch die Schilderung des merkwürdigen Charakters der Rosa, dieser bei der Familie Steiger zu schaden. Zur äußersten Verwunderung des Büchsenjämieds erklärte ihm der stetsfort Verliebte, er hänge so sehr an Rosa, daß er überzeugt sei, er würde eine glückliche Ehe mit ihr führen.

Der Brief des Landschreibers lautete allerdings nicht tröstlich. Dieser schrieb, er müsse den schmeichelhaften Antrag wegen der Verhältnisse der Familie (gänzlicher Vermögensverfall, der Verschiedenheit der Religionsbegriffe und der widrigen Stimmung der Verwandten) durchaus ablehnen. In seiner Antwort schilderte Stettler seine Gemütsverfassung und wunderte sich, daß man auf die Widerseßlichkeiten der Verwandten in Schwyz, von denen die Familie Füz doch nur Verfolgungen erlitten habe, so viel Rücksicht nehme, und bat um Fortsetzung der wohlwollenden Gesinnung.

Rosa konnte sich nicht entschließen, sich nochmals zu äußern; sie habe doch nichts mehr zu sagen. Wie es ihr trotz äußerlicher Heiterkeit ums Herz war, zeigte die anfängliche Weigerung, beim Bezug des Landgutes Beaulieu ihr früheres Zimmer zu beziehen, von welchem aus Köniz zu erblicken war.

Der Gedanke an die verlorene Geliebte beschäftigte den jungen Patrizier immerfort. Er fand in ihrem widerspruchsvollen Benehmen eine gewisse Glaubwürdigkeit der Mitteilungen Ulrichs, er fand aber auch bald allerlei Entschuldigungsgründe für ihr Verhalten. Bald hatte er wieder die äußerliche Fassung erlangt, aber die Wunde blutete noch. An der alljährlichen Feier zu Mariae Verkündigung des Rauchleistes auf der Laufenburg konnte er, freilich zuerst als steinerner Gast, wieder teilnehmen.

Die Schilderungen der politischen Zustände jener Zeit geben wir im folgenden unverkürzt wieder:

Um die Mitte Hornungs (1803) besuchte mich einst ein Ao. 1798 unter meinem Befehle gestandener, jetzt bey Neuenegg wohnhafter Kanonier, und eröffnete mir im Vertrauen und ganz geheimnisvoll, es sehe im deutschen Kanton Freiburg ein Aufstand im Werke, mehrere Landleute von da hätten mit ihm geredet, sie hätten Zutrauen zu mir, und gedächten, mich zu ihrem Anführer zu wählen. Dieses Zutrauen war mir so unerwartet, als das Vorhaben mir ungereimt, und kaum glaublich vorkam. Auf alle Fälle befahl ich dem Botten, diesen Landleuten davon abzurathen. Wenige Tage darauf vernahm ich, es seien einige deutsche Freiburger bei der Schmitte

in Köniz gewesen, und hätten dort einen offenen Brief vorgezeigt, des Inhalts, ich sollte auf den Sten Merz meine Compagnie versammeln, um mit ihnen einen Einfall in Frankreich zu thun. Das erschien mir nun vollends närrisch. Als ich indeß bei dem gutgesinnten Schmied Erfundigungen darüber einzog, versicherte mich derselbe, er habe den Brief selbst gesehen, und auf demselben die Siegel des Grafen (v. Dießbach) zu Heitenried und des Alt-Schult heißen Werro erkannt. Auch hätten ihm diese Leute noch Briefe an die Herren Tschartner zu Kersaz und Steiger zu Riggisberg vorgewiesen, auch sehr bedauert, mich in Köniz nicht antreffen zu können, und sich verlauten lassen, sie würden wiederkommen. Jetzt machte mich die Theilnahme so gewichtiger Männer wie obige zwey Freyburger, an dem Unternehmen doch stuzen. Indessen hatte ich mich seit meiner Rückkehr von allen politischen Geschäften gänzlich entfernt gehalten, und war auch jetzt wenig geneigt, mich in ein Unternehmen dieser Art einzulassen. Nach einiger Zeit vernahm ich indeß von Tschartner zu Kersaz, diese Leute hätten wegen ihrer Theilnahme am letzten Aufstand empfindlichen Schaden und Verfolgung erlitten und seien nun von den genannten beiden Herren an bekante gutgesinnte Berner zu einer Unterstützung empfohlen worden.

Gegen Ende dieses Monats ward nun endlich der die Vaterländischen Angelegenheiten verhüllende Vorhang aufgerollt. Nicht wie einst das Volk Israel aus einem Feuerbusch des Bergs Sinai, sondern aus dem Ballast der Thüillerien in Paris aus der Hand des allgewaltigen Vermittlers empfing das

Schweizerische Volk seine neue durch einen Ausschuß seiner Abgeordneten unter Leitung französischer Minister ausgearbeitete Verfassung und Vermittlungsurkunde. Nach derselben sollte die Schweiz aus 19 Kantonen bestehen. Überland ward wieder mit Bern vereinigt, Aargau hingegen, das besonders bei dem letzten Aufstand sich so unzweckmäßig an Bern angegeschlossen hatte, wurde durch den mächtigen Einfluß seiner in Paris vielvermögenden Abgeordneten, Minister Stauffer, Rengger, Zimmermann usw. als eigener Kanton beh behalten, sondern wider den bestimt ausgesprochenen Wunsch, und ungeacht der Vorstellungen der dasigen Bevölkerung, auch noch durch den bisherigen Kanton Baden vergrößert. Fünf Vororte, Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Freiburg sollten im Jahr alle Jahre die Leitung der Eidgenössischen Angelegenheiten besorgen. Indes zeigte sich mit der neuen Schöpfung behnahe Niemand zufrieden. Die Einheitsfreunde traurten um die Einheit der helvetischen Republik; den Freunden des Alten missfällt der Grundsatz der Demokratie in den Kantonalverfassungen, das Wegfallen aller Vorrechte der Hauptstätte. Fast zu gleicher Zeit erhielt auch jeder Kanton seine durch eine Commission seiner Abgeordneten, jedoch ebenfalls unter Aufsicht des Vermittlers entworffene Verfassung, ebenfalls ein Machwerk des neuen Zeitalters, nur mit alten Formen und Nahmen verbrämt und geziert. So erhielt man z. B. wieder Schultheissen, Große und Kleine Räthe, Oberamtmannsstellen usw. Zum Präsident dieser Verfassungscommission und zugleich zum ersten Schultheiss und Standeshaupt war von Bon-

parte selbst der Major Rudolf von Wattenwyl von Montbeney bezeichnet worden, den die bernische Bürgerschaft vorigen Herbst zu ihrem Abgeordneten nach Paris gewählt hatte, nicht weil er — obwohl übrigens im Rufe eines biederer und wohlgesinnten Mannes stehend, durch Bildung des Geistes, Fähigkeit und Geschäftskentniß zu diesem Auftrag vorzüglich geeignet schien, sondern weil man aus seinen verwanttschaftlichen Verhältnissen mit bedeutenden einflußreichen Männeren in Paris, von seiner Gattin, einer geborñen v. Ernst, und deren Elteren aus dem reichen, angesehenen Geschlecht Fels herrührend, vortheilhafte Einwirkungen hoffte. Neben ihm bildeten diese Commission noch zwey Berner, zwey Landleute aus dem Kanton, und einer aus [dem] Oberland (Koch von Thun). Unverkennbar war dabei übrigens, daß Bonaparte die Aristokratie und die Hauptstätte so sehr zu begünstigen suchte, als die nöthigen Rücksichten auf den Geist der Zeit ihm immer erlaubten. So war z. B. der Kanton zur Wahl des Großen Rath's in 65 Wahlzünfte eingetheilt; von denen 13 auf die Hauptstatt fielen.

Am letzten Tag des Monats traff der von Bonaparte zum ersten Landammann oder Bundespräsident der Schweiz (ernannte) Graf Ludwig von Auffry unter dem Donner von 50 Kanonenschüssen in Bern ein, um die Helvetische Regierung aufzulösen. Derselbe war längst als ein Anhänger von Frankreich bekant, stand schon Ao. 1798 seiner politischen Gesinnung halb nicht ganz im zuverlässigsten Rufe, und hatte am letzten Aufstand keinen Theil genommen, war aber im Herbst von der Freiburgischen

Bürgerlichkeit als ihr Abgeordneter nach Paris gesendet worden, und seine Karakter- und Geistes-eigen-schäften machten ihn allerdings dieser Stelle würdig.

Den 5ten Merz hielt der Senat, am 8ten der Vollziehungsrath seine letzte Sitzung, und erklärten sich als aufgelöst. Die Statt blieb so still und ruhig, als wenn bloß eine Beamtenänderung vorgefallen wäre. Niemand schien an den Tagesereignissen Theil zu nehmen, als die abtretenden und eintretenden Regierungsglieder, und auf Befehl ihrer Oberen das Militär. Eine freudige Empfindung erregte indeß das Aufpflanzen einer roth und schwarzen Berner-fahne auf dem Rathaus den 10ten Merz.

(März 1803) Allbereits begann der die sogenante Mediationsregierung aufzeichnende Geist feindseliger Gesinnung oder Abneigung gegen alle Männer von unabhängigem, selbständigen Karakter, an den Tag zu treten. Schon um die Mitte des Merzmonats wurde unser Freund und Kaufleistgenoß Friedrich Ryhiner durch die Regierungscommission der Unterstatthalterstelle von Bern entlassen, die er nun seit drey Jahren mit dem ihm eigenen Fleiß, Pünktlichkeit, Pflichttreüe und Rechtlichkeit bekleidet hatte. — Um ihme für diese unverdiente Zurufsezung unsere herzliche freundschaftliche Theilnahme zu bezeugen, veranstaltete der Kaufleist ein traurliches Nachtessen, welchem auch ich behwohnte, obwohl meine Gemüthsstimmung zu Genüssen dieser Art eben nicht sehr aufgelegt war. Allein die frohe Freindesgesellschaft mit dem altbekanten Sorgenbrecher bewährten auch jetzt ihre wohltätige Wirkung auf meinen Geist, so daß ich im fröhlichen trauten Kreise bis lange

nach Mitternacht ausharrte. Nun führte ich den abermahl in sehr trunkenem Zustande sich befindenden Freünd Doktor Hartmann nach Hause, beförderte ihn allda zu Bett, und nahm dann ebenfalls da mein Nachtquartier, wofür dann am Morgen ein treffliches Frühstück und, was mir noch besser mundete, ein verbindlicher Dank aus dem holden Munde der höchst liebenswürdigen Gattin die mit ihrem Gemahl gehabte Mühe lohnte.

In den letzten Tagen des Merzmonats ereignete sich in Bern ein stürmischer, ungewöhnlicher Auftritt. Zur schuldigen Dankbarkeit für das theüre Geschenk des Friedens hatte die Helvetische Regierung ihre regulierten Truppen dem großen Vermittler überlassen müssen. Diese aber hatten bei ihrer Anwerbung nur in den ungefährlichen Dienst einer friedlichen Republik, nicht in das Kriegsheer eines Eroberers zu treten geglaubt, wo ihrer nur Mühen und Tod wartete. Den Offizieren war zwar die Behaltung ihrer Stellen, als ihres Berufs- und Erwerbzweiges, ganz erwünscht; nicht so den gemeinen Soldaten, welche nur freiwillig, nicht gezwungen, sich dieser Ueberlassung zu unterziehen, verpflichtet glaubten. Um sie zur Abreise williger zu machen, zahlte man ihnen am Vorabend des dazu bestimmten Tages einen großen Theil ihres rüftändigen Soldes aus. Diesen verwantten sie, um die ganze Nacht hindurch in Wirthshäusern und Trinkstuben ihren Muth zu dem vorhabenden Schritt zu beleben. Um Mitternacht erschien ein Trompeter der Husaren bey der Kaserne, und blies Allarm. Alles griff zu den Waffen. Die Infanterie vereinigte sich mit den Kanonie-

ren. Es entstand ein wildes Getümmel. Der General von der Weid eilte herbei, und suchte sie zu beruhigen, erhielt aber Schläge und Rippenstöße. Die übrigen Offiziere fanden gerathener, entfernt zu bleiben. Nun suchte sich der Trupp des Zeughäuses und des unteren Thors zu bemächtigen, um das vor diesem stehende Bataillon Clavel auch in die Statt zu lassen, woran sie aber durch die französischen Truppen verhindert wurden. Starke Patrouillen von diesen, nebst einem reitenden Jägerregiment durchzogen jetzt die Gassen. Die Helvetier gaben Feuer auf sie, tödeten einen und verwundeten mehrere. Zum Glück konten die Offizier die Erwiederung des Feuers hindern, sonst wäre ein erbittertes, blutiges Gefecht unvermeidlich gewesen. Nun sahen sich die Helvetier übermannt und zogen sich in die Kaserne zurück, wo sie sich bald zur Uebergabe bequemten. Am nemlichen Morgen ward Standrecht gehalten und ein helvetischer Grenadier, ein Waatländer von Geburt, der Hand an den General gelegt hatte, auf dem Platz vor dem Wahsenhaus erschossen; mehrere andere zu Kettenstraffen verurtheilt. — Nachmittags zogen sie ab. Ich sah sie ausziehen. Verbissne Wuth lag auf allen Gesichter. Aber das nemliche Volk, das sie vorigen Herbst bey ihrem Auszug von Bern mit Verwünschungen begleitet und mit ähnlichen sie auch bey ihrer Rückkunft empfangen hatte, bezeugte jetzt die wärmste, lebhafteste Theilnahme an ihrem Schicksal, wie Sclaven den Franken überlassen zu werden. Um fernere meütterische Auftritte wider ihre Offiziers zu verhüten, wurden die freyen Schweizer von einer zahlreichen Schaar fränkischer Reiter eskortiert. Bald ernteten sie in Italien blutige Vorbeeren.

In den ersten Tagen des Aprills herrschte in dem sonst so ruhigen Kanton zu Statt und Land große Bewegung. Am nemlichen Tage wurden in allen 65 Wahlzünften zuerst ein direktes Mitglied in den großen Rath, und dann wenige Tage darauf noch von jeder fünf Kandidaten gewählt, die dann durch[§] Loos in diese Behörde aufgenommen werden sollten. Jeder Zunft wurde zu diesem ein von der Regierungscommission entworffener Wahlvorschlag von Bernern oder angesehenen Landleuten vorgelegt, der indessen meist nur in einigen Zünften der Hauptstadt und im Oberland, auch im Emmenthal und Seeland berücksichtigt ward. Meine Nachbaren in Köniz blieben ihrem bisherigen Ruff treu, und wählten ausschließlich Revolutionsfreunde, — zum direkten Mitglied den seit der Revolution stäts einen überwiegenden Einfluß in der Gemeinde behauptenden Rudolf Michel von Mengistorf, übrigens ein gutmüthiger und rechtlicher Mann. Ich befand mich zwar auch auf dem Verzeichniß der von der Regierungscommission Vorgeschlagenen. Da ich aber nur — zwar viele, allein auf allen Zünften verstreute Freunde, hingegen keine einflußvollen Verwantten noch Gönner hatte, so fiel ich überall durch. Diese Zurücksezung kränkte nun zwar meine Eigenliebe nicht wenig, besonders, da mir mein Selbstgefühl sagte, ich hätte diese Auszeichnung so gut als mancher andere verdient, und da diese Beförderung mir eine besonders in meinem jetzigen Gemüthszustande wohlthätige Berstreitung und Geistesbeschäftigung gewährt hätte. Allein neben dem Verlust Rosas machte jetzt dieses neue Misgeschick keinen sehr tieffen und schmerzlichen Ein-

druk auf meinen von der Leidenschaft des Ehrgeizes überhaupt wenig geplagten Geist.

Um die Mitte des Aprillsmonats wurden nun durch den Großen Rath die Mitglieder des Kleinen Raths gewählt. Zuvörderst zu einem ersten Amts Schultheiß der bereits von dem hohen Vermittler dazu bezeichnete Herr Rudolf von Wattenwyl, der nun 28 volle Jahre an der Spize der Republik blieb, und von dem es bey Manchem noch in Zweifel stehen mag, ob derselbe bey allen seinen unbestreitbaren Verdiensten, trefflichen Eigenschaften und Tugenden dem bernischen Gemeinwesen mehr genützt oder geschadet habe, denn, wenn er auch den Regentenstab mit Einsicht, Festigkeit und Kraft geführt hat, so ist anderseits auch kaum zu läugnen, daß er durch sein demagogisches System nicht sehr viel zum Sinken des alten, hohen, unabhängigen, edlen Bernersinns, und dadurch zum Sturze und Untergang der Aristokratie beigetragen habe. Neben ihm zum zweiten Schultheissen seinen Jugendsfreund und Beter, Friedrich von Mülinen, ihm zwar an Energie des Carakters nachstehend, allein an Einsicht, wissenschaftlichen Kenntnissen und liebenswürdiger, gefälliger Sitte ebensoweit überlegen. — In dem Geiste der der Demokratie sich wenigstens annähernden Verfassung wurden vier Mitglieder vom Lande in diese Behörde gewählt, unter diesen ein Schneeberger von Ochlenberg aus jenem Kernstamm des Bernervolkes, der den Edlen der Vorzeit gleich auf seinen großen, weitläufigen, über die Emmenthalischen Vorberge zerstreüten Baurhöfen, in patriarchalischer Unabhängigkeit, Freiheit und althergebrachtem Wohlstand,

mit großartiger Landwirtschaft beschäftigt, lebt. Schneeberger selbst, jetzt durch einen langen, ihm über die Brust herabhängenden ehrwürdigen, weißen Bart sich auszeichnend, war Ao. 1799 als Anführer eines wider den Druck der Franzosen sich erhobenen Aufstandes an den Schweiss eines französischen Husarenpferds gebunden, zuerst nach Arburg, später nach Bern geführt worden, und dort lange im Kerker gelegen.
